

Leidfaden

FACHMAGAZIN FÜR KRISEN, LEID, TRAUER

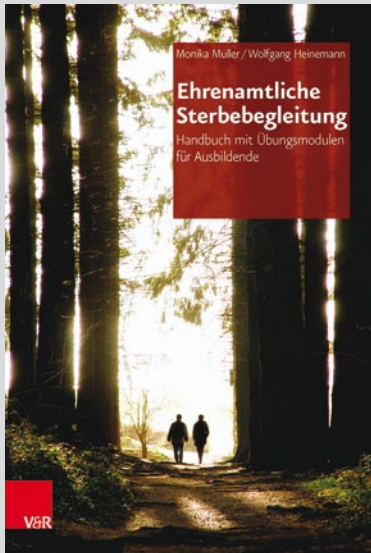
Zwischen Sensation und Sensibilität

Leid und Trauer
in der Öffentlichkeit

A painting of a white house with a woman reading a newspaper in a window. The house is white with dark shutters on the windows. The woman is looking out of the window, holding a newspaper. The background is a warm, orange and yellow sky, suggesting a sunset or sunrise. The overall mood is contemplative and somewhat somber.

Franz Josef Radermacher Umgang mit Leid – individuell, kollektiv, medial
Ingo Bosse Sonderbar? Menschen mit Handicap im Fernsehen **Barbara Krahe**
Abstumpfung gegenüber Gewalt und Leid **Margit Schröer** Der Totenkopf in
der Öffentlichkeit **Anne Leichtfuß** Den Tod als Teil des Lebens akzeptieren –
Gespräche im Totentanz-Café

Praxiserprobtes Curriculum



Monika Müller / Wolfgang Heinemann

Ehrenamtliche Sterbebegleitung

Handbuch mit Übungsmodulen für Auszubildende

Unter Mitarbeit von M. Wissert und D. Grammatico.

2014. 326 Seiten mit 13 Abb., kartoniert

€ 49,99 D

ISBN 978-3-525-40192-7

eBook: € 39,99 D / ISBN 978-3-647-40192-8

Die meisten Menschen sterben hierzulande in Institutionen wie Krankenhäusern oder Heimen, wo die Personalsituation oft angespannt ist. Die dort engagierten ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bringen durch ihre Zeit, Aufmerksamkeit, Ruhe und Gelassenheit Erleichterung in den Alltag. Die Teilnehmer dieses Curriculums eignen sich dafür eine Haltung der Achtsamkeit und Wertschätzung gegenüber sterbenden Menschen und ihren Angehörigen an und setzen sich mit eigenen Verlusten und dem Sterben auseinander. Das E-Book enthält neben den ausdrucksfähigen Arbeitsblättern auch beschreib- und speicherbare Übungen. Es sind separat auch nur die Arbeitsblätter und Übungen in digitaler Form zu erwerben.

(ISBN 978-3-647-92004-7)



Verlagsgroupe Vandenhoek & Ruprecht | V&R unipress

LEBEN UND TOD

FORUM.MESSE.FACHKONGRESS

8.- 9. MAI 2015
MESSE BREMEN

6. FACHKONGRESS UND MESSE

Palliative Care
Hospiz
Seelsorge
Trauerbegleitung
Spiritual Care

Schwerpunkt 2015

**„Resilienz: Aushalten
oder Widerstehen?“**

- Über 40 Vorträge und Workshops
- Ca. 100 Ausstellungs- und Informationsstände
- Professionenübergreifendes Forum
- Diskussion und Austausch mit Kolleg/innen und Expert/innen
- Mit 6/10 Fortbildungspunkten bei der RbP anerkannt

**BLEIBEN SIE NEUGIERIG –
DER MAI WIRD WIEDER GRÜN!**

Info und Anmeldung:
www.leben-und-tod.de



Sensible Wege

Sensibel

*ist die erde über den quellen: kein baum darf
gefällt, keine wurzel
gerodet werden*

*Die quellen könnten
versiegen*

*Wie viele bäume werden
gefällt, wie viele wurzeln
gerodet
in uns¹*

(Reiner Kunze, 1966)

Erst der letzte Vers mit der überraschenden Pointe bestätigt die berechtigte Vermutung, Sie, liebe Leserin, lieber Leser, wohl seit dem ersten Wort nicht aufgegeben hat, dass nämlich nicht (oder nicht nur?) von Ökologie die Rede ist, sondern vom Umgang mit Menschen. Von einem oft unsensiblen, grobnervigen Umgang mit Menschen in tiefen Lebenskrisen und leidvoller Trauer. Was diese Menschen empfinden, wird häufig nicht wahrgenommen, heruntergespielt oder respektlos, taktlos, unangemessen, unhöflich, unpassend, unverfroren, verletzend, vorlaut, unschicklich, indiskret, plump und ungehobelt in manchen Medien vorgeführt und ausgeschlachtet. Das ist der Kahlschlag, von dem Kunze spricht.

Die Erlebnisse von Krisen, Leid und Trauer sind einerseits Erfahrungen, die jeder Mensch kennt, und andererseits sind es höchst individuelle Prozesse im Leben eines Menschen, die nicht zuletzt deshalb manches Mal sehr zurückhaltend, ja verschwiegen gelebt werden. Gefühle wie Scham und manchmal auch Schuld spielen eine Rolle in diesem Verbergungsprozess. Das Leid, das ein Einzelner erfährt, das ihm widerfährt, macht ihn anders, trennt ihn von denen, die noch in der Gemeinschaft der Unbeschweren leben. Und obgleich Leiderfahrungen zum menschlichen Leben dazugehören, wird alltägliches Leid oft im Außen nicht wahrgenommen, wird ausgeblendet oder von sich abgewehrt.

Hinzu kommt, dass die individuellen Leiderfahrungen geprägt sind von gesellschaftlichen Bedingungen und frühen Erfahrungen im Umgang mit Öffentlichkeit. Je schmerzlicher und dramatischer der Hintergrund oder die Ursache von Leid ist und von den Betroffenen schamvoll ertragen wird, desto größer ist oft die Faszination der anderen und umso interessierter und intensiver die Wahrnehmung. Davon sind auch Angehörige der sozialen und Gesundheitsberufe nicht ausgenommen. Sensibles Erfassen von fremdem Leid bedeutet nicht Sinneskitzel, sondern das Erfassen mit den Sinnen, ohne selbst darin zu versinken. Die Begegnung mit fremdem Leid setzt immer auch ein feinnerviges, achtsames und umsichtiges Wahrnehmen, ein Für-wahr-Nehmen dessen, was ist, voraus. Mit diesem *Leidfaden*-Heft möchten wir den Spagat zwischen Sensation und Sensibilität spürbar machen.



Monika Müller

Sylvia Brathuhn

1 In: Reiner Kunze, *Sensible Wege*. 48 Gedichte und ein Zyklus. Reinbek 1969, S. 51.

Für das *Leidfaden*-Heft 4/2012 »Kinder und Jugendliche – ein Trauerspiel« wurden die Herausgeber Heiner Melching und Lukas Radbruch mit dem TOM-Sonderpreis der deutschen KinderhospizSTIFTUNG geehrt, der am 6. Dezember 2014 im Museum für Sepulkralkultur in Kassel verliehen wurde. Der Medienpreis TOM zeichnet journalistische Beiträge in Publikums- oder Fachmedien aus, die auf vorbildliche Weise über die Kinderhospizarbeit und die pädiatrische Palliativversorgung berichten.



11 Ingo Bosse | Sonderbar?

Inhalt

4 Franz Josef Radermacher
Umgang mit Leid – individuell, kollektiv, medial

11 Ingo Bosse
Sonderbar?

15 Christoph Türcke
Die Sensationsgesellschaft

23 Matthias Schnegg und Monika Müller
Schönheit und Versuchung der Sensibilität

28 Barbara Krahé
Abstumpfung gegenüber Gewalt und Leid

33 Birgit Jaspers und Sylvia Brathuhn
Wir trauern, also bin ich ...
Und: Wir trauern, also bist du ...

38 David Roth
**Es sollte was bleiben, denn Trauer
braucht eine Heimat**

42 Klaus Feldmann
Nüchterne Betrachtungen von Sterben und Trauer

45 Matthias Schnegg
Auf dass er nicht so wehtut?

50 Petra Möller
**»Wir freuen uns auf ein versöhnliches Wiedersehen
in der Ewigkeit«**



15 Christoph Türcke | Die Sensationsgesellschaft

38 David Roth
Es sollte was bleiben,
denn Trauer braucht
eine Heimat





55 Isabella Hemmann
**Sprache in den Medien:
Sind wir die Leidtragenden?**

57 Interview mit Dieter Gruschwitz
»Wir mussten weiter funktionieren!«

60 Ein Gespräch zwischen Martina de Maizière und
Birgitt Heidinger
Zwischen Anteilnahme und Kritik

63 Christa Weltermann
Vermisst, verschollen – für tot erklärt

69 Peter Herkenhoff
Mit Respekt und Taktgefühl

72 Interview mit Kerstin Rhiem
Öffentliche Personen als Wegbereiter?

75 Aus der Forschung

78 Margit Schröer
Der Totenkopf in der Öffentlichkeit

84 Anne Leichtfuß
Den Tod als Teil des Lebens akzeptieren

88 Ute Hartmann
»vado mori« – Ich gehe sterben

92 Fortbildung

95 Rezension

97 Nachrichten

100 Vorschau

101 Impressum



78 Margit Schröer
Der Totenkopf in der Öffentlichkeit

Umgang mit Leid – individuell, kollektiv, medial

Franz Josef Radermacher

Die Neuro-Qualia-Dimension des Themas

Der Mensch ist nicht nur ein Informationsverarbeitendes System, sondern ein Lebewesen, das mit einem Körper ausgestattet und über diesen Körper mit der Welt sensorisch und neuronal eng verbunden ist. Wir können nicht nur über Schmerz und Scham reden, sondern empfinden sie körperlich. Das gilt auch für mental induzierte Schmerzen, also Schmerzen in Folge von Vorstellungen, bis hin zu Phantomschmerzen, den wahrgenommenen Schmerzen an Körperteilen, die amputiert wurden, also gar nicht mehr vorhanden sind. Das alles ist etwas anderes als die »Wahrnehmung« einer Maschine, die sich im Zustand »Schmerz« befindet und behauptet, es tue ihr weh. Uns tut es in einem lebenspraktischen Sinne wirklich weh. Es spricht viel dafür, dass dies bei höheren Tieren in ähnlicher Weise der Fall ist.

Aus der Möglichkeit heraus, dass körperliche und geistige Zustände subjektiv bis zur Unerträglichkeit unangenehm sein können, resultiert generell die Leidproblematik beim Menschen. Sehr unangenehme körperliche Zustände, von einem »Pfeifen im Ohr« bis zu großen Schmerzen, sind häufig verbunden mit einem subjektiven Zustand, in dem wir selbst bei höchster Konzentration unser Gehirn nicht mehr davon ablenken können, sich nur noch und ausschließlich mit dem jeweiligen Leid auslösenden Zustand, zum Beispiel extremen Schmerzen, zu beschäftigen. Leid und Schmerz sind damit zuallererst ein zutiefst körperliches Phänomen, vermittelt über sensorische und neuronale Mechanismen, inklusive entsprechender Phänomene, die von Vorstellungen herühren, im Einzelfall reflektiert in Sprache und symbolischen Beschreibungen und häufig ver-

bunden mit dem als höchst negativ empfundenen Zustand einer weitgehenden Fremdsteuerung unseres Bewusstseins. Der Mensch ist dem ausgeliefert und kann an nichts anderes mehr denken.

Der möglicherweise prinzipielle Unterschied zwischen der Art, wie wir als Mensch und möglicherweise auch andere höhere Tiere emotionale Zustände erleben und durchleben, und wie Maschinen das potenziell tun würden, wird in der »Philosophie des Geistes« als *Qualia* bezeichnet. Es gibt einen Streit darüber, ob Qualia jemals technisch hervorgebracht werden kann oder ob es immer einen kategoriellen Unterschied geben wird zwischen einem Menschen (oder einem höheren Tier), dem es weh tut, und einem technischen Artefakt im Zustand Schmerz. Im Kern beinhaltet dieser Streit die Frage, ob Qualia auf Basis von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen »funktioniert«, also der Normalwelt der Physik zuzuordnen ist, oder einen irgendwie anderen Charakter besitzt, vielleicht mit einer »immateriellen Seele« zusammenhängt. Für viele kann an dieser Stelle eine Verbindung zwischen allem Lebendigen und einem »Weltgeist« und zu sogenannten »paraphysischen« Phänomenen verortet werden, die in der Sprache der Physik »nicht von dieser Welt sind«.

Empathie

Es zeichnet den Menschen in besonderer Weise aus, dass er sich in die Vorstellungen anderer Menschen hineinversetzen kann. Empathie bedeutet, dass man versteht, wie ein anderer die Dinge sieht, selbst wenn er sie fundamental anders sieht, als man selbst. Empathie gibt es auch bei anderen höheren Tieren, zum Beispiel

bei Schimpansen, und in individuell sehr unterschiedlichen Ausprägungen. Manche Menschen sind als Autisten im Wesentlichen mit sich selbst und ihrer eigenen Sicht der Dinge beschäftigt, andere leben gedanklich mehr in den Köpfen ihres sozialen Umfeldes, als dass sie noch sie selbst sind.

Empathie kann im Kontext sozialer Interaktion zur Folge haben, dass Menschen Scham

empfinden, wenn sie andere Menschen in (vom Beobachter) als beschämend empfundenen Situationen beobachten (sogenanntes »Fremdschämen«). Empathie bedeutet im Kontext von Leid, dass Menschen Schmerz empfinden können, wenn sie andere Menschen in einem solchen Zustand sehen oder einen solchen Zustand bei ihnen vermuten. Nicht ohne Grund zeigen die Unter-

Andere werden dann als bedauernswert wahrgenommen, wenn man sie in ihrer jeweiligen, vom Beobachter als bedauernswert wahrgenommenen, Lebenssituation beobachtet, obwohl der Beobachtete dies unter Umständen subjektiv gar nicht so sieht oder empfindet.



A child pushing the tricycle of a disabled man, August 16, 2006 (photo) /Majority World /UIG/ Bridgeman Images

lagen vieler Hilfsorganisationen Kinder in Not, Kinder, die Hunger haben, Kinder, die weinen. Hier werden Emotionen ziel- und zweckgerichtet hervorgerufen und verstärkt. Auf der Gegenseite werden Kinder manchmal amputiert oder »geblendet«, damit sie besser und wirkungsvoller betteln können (die Storyline des Films »Slumdog Millionaire«). Mit Emotionalität werden in der öffentlichen Kommunikation große Erfolge erzielt, Emotionalisierung ist eine der Zauberformeln des Marketings, auch im politischen Bereich.

Projektion

Mit Empathie verknüpft, aber dann doch etwas anderes, sind Projektionen. Menschen projizieren ihre Vorstellungen in andere Menschen hinein. Andere werden dann als bedauernswert wahrgenommen, wenn man sie in ihrer jeweiligen, vom Beobachter als bedauernswert wahrgenommenen, Lebenssituation beobachtet, obwohl der Beobachtete dies unter Umständen subjektiv gar nicht so sieht oder empfindet. So verbinden viele Jugendliche höchst unangenehme Vorstellungen mit dem Gedanken daran, richtig alt zu sein, obwohl viele Menschen, die achtzig Jahre und mehr alt sind, sich sehr glücklich fühlen. Viele Menschen aus der reichen Welt bekommen eine Gänsehaut bei der Vorstellung, sie müssten unter den beengten Verhältnissen einer afrikanischen Großfamilie leben. Oder sich regelmäßig innerhalb der Menschenmassen Indiens bewegen. Demgegenüber wäre der Afrikaner traurig, wenn er ohne die Familie leben müsste, und bekommt mancher In der Angst, wenn er sich abends allein über einen leeren Marktplatz in Deutschland bewegen soll.

Die Vorstellung, nichts hören oder nichts sehen zu können oder sich ohne technische Hilfe nicht bewegen zu können, ist für die meisten Menschen erschreckend. Das gilt insbesondere dann, wenn man bisher sehen konnte, hören konnte, sich selbst bewegen konnte. Das größte Problem liegt dann in dem Verlust dessen, was man vorher gewohnt war. Für Menschen, die nie

sehen konnten, ist die Welt eine andere. Es gibt Menschen, die nie hören konnten und die darum kämpfen, Kinder in die Welt setzen zu dürfen, die auch nichts hören können. Und wenn auch für einen Sportler ein Leben ohne Sport kaum vorstellbar ist, ist Sport für andere der »blanke Horror«.

Behinderung als etwas Bemitleidenswertes

Es wird heute verstärkt diskutiert, ob es richtig ist, Menschen mit Behinderung zu bemitleiden, ob man die Behinderung überhaupt »Behinderung« nennen soll oder darf oder ob Behinderung nur Andersartigkeit ist oder sogar eine spezielle Begabung. Zu Ende gedacht haben wir dann alle unsere je spezifischen Behinderungen. Damit verbunden ist dann häufig ein Vorwurf gegen unsere Eltern und Großeltern, dass sie das Thema »Behinderung« viel zu wenig differenziert und fast ausschließlich schwarz-weiß betrachtet haben.

Dieser Vorwurf ist ungerecht. Man muss nur zurückgehen bis in die Zeiten von Margarete Steiff und sich den entsprechenden Film ansehen, um zu verstehen, welche gravierenden Konsequenzen bestimmte »Behinderungen« in der Vergangenheit zur Folge hatten. Wenn es keine vernünftigen Straßen gibt, keine Rampen, keine Aufzüge, keine Rollstühle, keine Automobile, keine Lifte und keine Seilbahnen, dann ist ein gehbehinderter Mensch fast schon zur Immobilität verurteilt. Immobilisiert kann, zumindest in Nomadenkulturen, den unmittelbaren Tod bedeuten. Man braucht ständig und elementar die Hilfe anderer und die anderen sind häufig schon mit dem Körpergewicht dessen, der Hilfe benötigt, überfordert. Ähnliches gilt im Bereich der Vorstellung, etwa bei Verfolgungswahn oder nicht mehr beherrschbaren Schuldgefühlen. Substantielle geistige Defizite sind ebenfalls oft ein Todesurteil. Ersatzweise ist man auf die Gnade anderer angewiesen, es sei denn, man kann glaubwürdig die Rolle des »Hofclowns« oder auch die Rolle eines »Schamanen« in naturnahen Kulturen

ausfüllen, in denen bestimmte Formen von »Verrücktheit« oder »Behinderung« eine spezifische Nähe zu den Göttern signalisieren.

Es gibt einen großen Unterschied zwischen Persönlichkeitsdefiziten oder -anomalien, die mit voller Beweglichkeit und Alltagstauglichkeit einhergehen, und solchen, bei denen das ohne Verfügbarkeit moderner Technik wie zum Beispiel Robotern nicht der Fall ist. Man kann nicht mitgehen (jedenfalls nicht ohne technische Hilfe), sofern man nicht selbst gehen kann. Man kann keinen positiven Antrieb entfalten, wenn man von Wahnvorstellungen beherrscht wird. Und ein unerträglicher Schmerz bleibt unerträglich, solange man keine Schmerzmittel zur Verfügung hat. Das gilt ebenso für jede größere Operation, erst recht für Wurzelbehandlungen beim Zahnarzt; und auch für die Folgen von Unfällen, Gewalttaten, Vergewaltigungen mit bleibenden Schäden. Ähnlich unaushaltbar kann dies auf der geistigen Ebene in Form von Verfolgungswahn, Obsessionen, Angstanfällen und anderem sein.

Die neue Welt der Technik und der Pharmazie

Seit den Zeiten von Margarete Steiff und auch schon für sie hat der technische Fortschritt die Welt verändert. Moderne Rollstühle und Elektrofahrzeuge, Aufzüge und Rampen, Seilbahnen, Automobile, Züge und Flugzeuge haben Erleichterungen geschaffen – für alle Menschen, aber in Relation am meisten für Menschen mit Behinderungen. Auf den glatten Böden moderner Flughäfen dreht heute der Rollstuhlfahrer seine Pirouetten und ist schneller als der Fußgänger. Bei langen Strecken hat der übergewichtige, nichttrainierte Normalbürger mehr Probleme als der Rollstuhlfahrer. Es gibt einen wegen Mord und Totschlag in den Medien präsenten Südafrikaner, der an beiden Unterschenkeln amputiert ist, aber mit seinen »Carbonfüßen« so schnell laufen kann, dass das olympische Reglement angepasst werden muss.

Die Prothese ist heute manchmal besser als das Original. Mit Hilfe moderner Computer, mit verschiedenen Technikkomponenten vom Typ Sensorik und Aktorik können bestimmte Defizite bei Sinnesorganen technisch umschifft werden. Bücher werden über Digitalisierung in eine Variante der Blindenschrift überführt, so dass der Blinde sie lesen kann. Alternativ spricht eine Maschine und liest den Text vor. In bestimmten Berufsfeldern haben Autisten heute Vorteile, sie übernehmen hochspezialisierte Aufgaben, für die ihre »Behinderung« von Vorteil ist. Die Behinderung wird dann zu einer Begabung. Wenn diese Begabung dann auch noch ein hohes Einkommen generiert, verändert sich die Lebenssituation der Betroffenen fundamental. Sie können ein selbstbestimmtes Leben führen, sie können andere beschäftigen, sie entwickeln hohe Gestaltungspotenziale, können mit ihresgleichen zusammenleben und nichts spricht dagegen, dass sie ein glückliches und erfülltes Leben führen. Vielleicht sehr viel glücklicher als das eines »Gesunden«, der, weil zu ehrgeizig, es nicht verkraften kann, dass es bei Olympia statt zu einer Goldmedaille nur zu einem vierten Platz gereicht hat.

Ähnliches gilt für die Welt der Vorstellungen, wenn Angst, Verzweiflung, Verfolgungswahn das Leben unerträglich werden lassen. Moderne Therapieformen, vor allem bestimmte Pharmazeutika, führen hier manchmal wirkungsvoll zur Abhilfe. Solche Beispiele und Effekte sind von großem Interesse bezüglich der Frage, wer wir »wirklich« sind und wo gegebenenfalls Ursachen bestimmter Probleme zu lokalisieren sind. Das Einnehmen einer bestimmten Substanz kann den Unterschied ausmachen zwischen Depression und Freude. Dies führt dann zu weiteren Fragen: Wie frei ist eigentlich der Mensch? Der Mensch kann tun, was er will, aber kann er auch wollen, was er will? Geringfügige Mengen einer bestimmten chemischen Substanz können jedenfalls massiven Einfluss darauf haben, was wir wollen, und in bestimmten Situationen – in der Selbstwahrnehmung wie der Fremdwahrnehmung.

mung – den Unterschied ausmachen zwischen »gut« und »schlecht«.

»Behinderung« in den Medien

Es wundert zunächst einmal nicht, dass Unglück, Leid, Betroffenheit, Verluste und Niederlagen ein hohes öffentliches Interesse finden. Medien haben eine Vermittlungsaufgabe, sehen natürlich auch oft eine Chance darin, über derartige Inhalte Kaufanreize zu bieten und Interessenten an sich zu binden. Sensationslust trifft auf Sensationsberichterstattung. Die Interessen und Rechte von Betroffenen bleiben dabei manchmal auf der Strecke.

Dabei ist immer zu bedenken, dass Behinderung, Leid, Wahnvorstellungen und so weiter offensichtlich zunächst einmal komplizierte Themen sind. Es gibt in der Regel erhebliche Unterschiede in der subjektiven Befindlichkeit Betroffener und den Projektionen von Vorstellungen bei anderen. Die Situation ist im öffentlichen Diskurs, gerade bei Behinderungen, massiv bestimmt durch die historischen Erfahrungen. Hinzu kommt, dass diese historischen Erfahrungen auch heute noch in großen Teilen der Welt Realität sind: Minenopfer verlieren ihre Beine, es gibt keine vernünftige Prothese, es gibt keinen Rollstuhl, es gibt keine glatten Verkehrsflächen, es gibt Armut, Not und Betteln als einzige Quelle des Lebensunterhalts. Und es gibt viele Grausamkeiten Gesunder gegen Behinderte. Das gilt ähnlich für Menschen, die mit Leid und Verlusten konfrontiert beziehungsweise traumatisiert sind, die fast teilnahmslos durch das Leben »wandern« und denen oft nicht geholfen wird, im Gegenteil, sie werden in ihrer relativen Verteidigungslosigkeit oft massiv ausgenutzt, manchmal auch von ihnen nahestehenden Personen.

Es ist deshalb nicht überraschend, dass Leid, Unglück, Behinderung in den Medien nach wie vor häufig und fast ausschließlich mit negativen Konnotationen daherkommen. Die Medien agieren ihrer Bestimmung gemäß zudem gern nach

dem Prinzip: »Hund beißt Briefträger« ist keine Nachricht, »Briefträger beißt Hund« sehr wohl. Der mediale Diskurs will Aufmerksamkeit, er ist eher mit der Ausnahme als mit dem Normalfall beschäftigt. Deshalb spitzen die Medien zu, dokumentieren Leid und Verzweiflung, heizen die Stimmungen an und versuchen zugleich, Bilder exklusiv für sich zu sichern und dann zu veröffentlichen. Persönlichkeitsrechte von Betroffenen, Gefühle der Angehörigen, Eigentumsrechte Dritter werden nicht prioritär gesehen. Die gute Story steht im Vordergrund, oft zu Lasten der Wahrheit, oft manipulativ. Und das Sensationsmoment beinhaltet viel zu oft einen nichtwürdigen Umgang mit dem Leid, mit den Leidtragenden, mit den Opfern.

Aufmerksamkeit ist ein knappes Gut, oft knapper noch als Geld. Deshalb wird vieles unternommen; hierzu sei auf das Schicksal von Michael Schumacher verwiesen. Die global agierenden Medien können eine große Kraft aufbringen, manchmal auch mit positiven Wirkungen durch Mobilisierung der Öffentlichkeit vor Ort und

Es wird heute verstärkt diskutiert, ob es richtig ist, Menschen mit Behinderung zu bemitleiden, ob man die Behinderung überhaupt »Behinderung« nennen soll oder darf oder ob Behinderung nur Andersartigkeit ist oder sogar eine spezielle Begabung.



Henri Toulouse-Lautrec, The Woman in the Black Hat, Deaf Berthe, 1890/Private Collection/Photo © Christie's Images / Bridgeman Images

weltweit, wie bei den öffentlich gewordenen Vergewaltigungsdelikten in Indien. Ihre Pflichten gegenüber den Betroffenen werden aber von den Medien oftmals vernachlässigt. Schon oft sind Unschuldige durch unbegründete Verdächtigungen um ihre Existenz gebracht worden.

Das Liebesleben und die Leiden der Reichen und der Schönen und noch mehr der Mitglieder von Königshäusern scheinen in noch so dürftiger inhaltlicher Form immer interessant für Millionen Leser zu sein. Vielleicht zeigen solche Geschichten für die Leser nachvollziehbar, dass wir Menschen auf gewissen Ebenen alle irgendwie die gleichen Probleme haben – bei aller Verschiedenheit. Das wirkt wohl für viele versöhnlich und trägt dazu bei, mit dem eigenen Schicksal nicht zu sehr zu hadern. Wobei Zuschauer es vielleicht auch genießen, wenn vormals prominente Menschen in Dschungelcamps ihre »Ehre verkaufen«: narzisstischer Exhibitionismus auf niedrigem Niveau.

Ist es einmal das Medienprodukt selbst, das um Aufmerksamkeit buhlt, ist es manchmal auch der Spendensammler und noch öfter der Platztierer von Werbung. Den Leser und Beobachter ergreift der Schreckensschauer, sofern Leid im Spiel ist, weil er sich nämlich vorstellt, er wäre vielleicht morgen selbst in dieser ihm gerade präsentierten unglücklichen Situation. Das ist so ähnlich wie die Sensationslust der Menschen beim Unglück anderer. Dabei wirkt wohl auch ein aus der menschlichen Evolution stammender Mechanismus, der darauf abzielt, sich bei sich bietender »Gelegenheit« Informationen darüber zu beschaffen, was anders ist als bisher, was potenziell droht oder bedrohlich ist. Dies geschieht natürlich letztlich mit dem (Evolutions-) Ziel, einer so erkannten Gefahr möglichst vorzubeugen. Wenn man diesen Mechanismus versteht, kann man und sollte man dagegenhalten. Das zu beherrschen ist eine Frage der praktischen Einübung im täglichen Tun. Es ist dann eine Frage der Häufigkeiten, Behinderung und Schmerz als einen unangenehm empfundenen Zustand für

den Betroffenen, alternativ als eine Spezialbegabung und als Basis eines gelungenen Lebens zu sehen. Auch kann man Schicksalsschläge nicht nur als Leiderfahrung sehen, sondern auch als Chance, als Mensch zu wachsen oder Neues erleben und erkunden zu dürfen.

Es hilft, hier wie an anderen Stellen, den Beobachtern, sich selber kundig zu machen, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen, sich bei passender Gelegenheit auf den persönlichen Kontakt einzulassen und dazuzulernen. Sensationsmeldungen in der Presse oder »falsches« Mitleid bei Elend oder zugewiesener Behinderung und unterstelltes Unglücklichsein sind ebenso wenig hilfreich wie ängstliche Distanz. Ein tatsächlich schweres Schicksal kann durch aktive Hilfe verbessert werden. Wir sind alle gefordert, zu mehr Inklusion wie auch immer Benachteiligter oder Betroffener beizutragen und dabei immer die Würde der jeweiligen Personen zu respektieren und zu fördern. Es ist kein einfaches Thema, aber gerade auch in einem besseren Verstehen, gepaart mit weiteren technischen Fortschritten, liegt viel Hoffnung für die Zukunft.



Prof. Dr. Dr. Franz Josef Radermacher, Vorstand des Forschungsinstituts für anwendungsorientierte Wissensverarbeitung (FAW), Professor für Informatik an der Universität Ulm, Präsident des Senats der Wirtschaft e. V., Bonn, Vizepräsident des Ökosozialen Forum Europa, Wien sowie Mitglied des Club of Rome.

E-Mail: radermacher@faw-neu-ulm.de

Literatur

- Braitenberg, V.: Künstliche Wesen. Verhalten Kybernetischer Vehikel. Braunschweig/Wiesbaden 1986.
- Braitenberg, V., F. J. Radermacher (Hrsg.): Interdisciplinary approaches for a new understanding of cognition and consciousness. Ergebnisband Villa-Vigoni-Konferenz, Italien 1997, FAW, Ulm 2007.
- Radermacher, F. J.: Der Mensch als transparente »Maschine«. Interview in: Computerwoche, 2014/Aug. 38/39.
- Radermacher, F. J., Beyers, B.: Welt mit Zukunft. Die ökosoziale Perspektive. Hamburg 2007, Neuauflage 2011.

Song vom Netzwerk Inklusion Frankfurt (www.netzwerk-inklusion-frankfurt.de) unter: www.youtube.com/watch?v=PWF37F2fbak

Sonderbar?

Menschen mit Handicap im Fernsehen

Ingo Bosse

Dieser Artikel geht der Frage nach, welchen Stellenwert Menschen mit Behinderung im Leitmedium Fernsehen haben. Wie kommen sie vor auf den Marktplätzen der Meinungsmacher? Davon hängt auch ab, ob das gegenwärtig breit diskutierte Ziel der Inklusion, also die gleichberechtigte Teilhabe aller Bürger in allen gesellschaftlichen Bereichen, gelingt. Wesentlich befördert wurde der Inklusionsdiskurs durch die Konvention der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. In dem 2009 ratifizierten Vertrag wird Medien eine Schlüsselrolle zugewiesen. Artikel 8 zur Bewusstseinsbildung enthält die Aufforderung an

alle Medienorgane, Menschen mit Behinderungen in einer dem Zweck dieses Übereinkommens entsprechenden Weise darzustellen. Er zielt damit auf Einstellungsveränderungen ab, geht aber deutlich darüber hinaus. Der Zweck dieses Artikels liegt darin, das Bewusstsein für die Fähigkeiten von Menschen mit Behinderungen, ihren gesellschaftlichen Beitrag und ihre Würde zu stärken, aber vor allem Unkenntnis, Fehlvorstellungen, Vorurteile und Klischees abzubauen. Alle staatlichen Organe sind damit aufgefordert, dem Zweck des Übereinkommens entsprechende bewusstseinsbildende Maßnahmen einzuleiten.

Im Nationalen Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention wird im Kapitel »Information und Kommunikation« deutlich, dass Bewusstsein in der breiten Öffentlichkeit für die Lebenssituation, die alltäglichen Herausforderungen und die vielfältigen Fähigkeiten von Menschen mit Behinderungen kaum vorhanden ist. Viele Menschen beziehen ihr Wissen und ihre Einstellungen zum Thema Behinderung aus den Medien. Ein Grund dafür liegt darin, dass ein Großteil der Bürgerinnen und Bürger mit Behin-

derung weiterhin in Sondereinrichtungen lebt, die von Sonderschulen über Wohnheime bis zu Werkstätten reichen. Trotz aller Ansprüche an eine inklusive Gesellschaft ändert sich diese Situation nur langsam.

Der Frage, welches Bild das Fernsehen in dieser Situation von Menschen mit Behinderung vermittelt, bin ich Rahmen zweier Studien nachgegangen. Dabei wurden unterhaltende Formate ausgewählt, da davon ausgegangen wird, dass diese auch Zuschauer erreichen, die sich sonst nur wenig mit dem Thema beschäftigen.



Integrative Disco © Krueper/teamwork

Bewusstsein für die Lebenssituation, die alltäglichen Herausforderungen und die vielfältigen Fähigkeiten von Menschen mit Behinderungen ist in der breiten Öffentlichkeit kaum vorhanden.

Boulevardmagazine: Sensationen inklusive

In der Forschungsarbeit wurden alle Sendungen der Boulevardmagazine »Brisant« (ARD), »Taff« (ProSieben) und »Explosiv« (RTL) eines Jahres entlang der Dimensionen Quantität, Themen, Sprache, Ästhetik und Gestaltung sowie Charakterisierung analysiert. Die Analyse hat gezeigt, dass das Thema Behinderung in 68 Prozent aller Sendungen präsent ist. Rund jeder zehnte Beitrag wird zu diesem Thema gesendet. Dabei sind Personen mit körperlichen Beeinträchtigungen am häufigsten präsent und kommen in der Regel auch selbst zu Wort.

Bei der Analyse der Themen wurde deutlich, dass Sensationalismus eine wesentliche Triebfeder für die Produktion von Beiträgen zum Thema Behinderung ist. 50 Prozent der Themen sind als boulevardesk einzustufen. 30 Prozent der Beiträge sind hingegen den Themen Soziales, Umwelt und Gesundheit zuzuordnen. In drei Viertel aller Beiträge steht die Behinderung der Personen im Vordergrund. Für die Dimension Sprache wurde deutlich, dass herabwürdigende Ausdrucksformen zwar keine Ausnahme sind, in den Moderationen aber überwiegend angemessene Sprache verwendet wird. Hier zeigen sich allerdings große Unterschiede zwischen den Sendungen. »Brisant« hat ein höheres Bewusstsein für angemessene Sprache als die anderen beiden Magazine. Auf der Ebene der Bildgestaltung wird der Behindertenstatus überwiegend schnell und eindeutig transportiert. Eine voyeuristische Bildsprache ließ sich in einzelnen Beiträgen aller untersuchten Magazine nachweisen.

Insgesamt konnte die Studie verdeutlichen, dass die untersuchten Boulevardmagazine vor allem Berichte mit traditioneller Ausrichtung zeigen. Überwiegend wird Behinderung als individuelles Problem dargestellt, das mit einer Anpassung an die Gesellschaft verbunden ist. Aber auch Beiträge mit den Grundgedanken von Selbstbestimmung und Partizipation, die ein erfülltes

Leben mit Behinderung darstellen, sind immer wieder präsent. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass kein gelassenes Miteinander im Sinne gleichberechtigter Teilhabe postuliert wird, sondern Menschen mit Behinderung zu einem Teil der Medienagenda werden, da die Sensation ihrer Besonderheit Nachrichtenwert besitzt.

Tatort und Polizeiruf: Aufmerksamkeit durch Unterschiedlichkeit

Ebenso wie Boulevardmagazine erzielen die Krimiserien »Tatort« und »Polizeiruf 110« enorme Einschaltquoten. Diese wurden über den Zeitraum von zehn Jahren entlang der fünf bereits vorgestellten Dimensionen untersucht. Die quantitative Erhebung brachte folgende Daten hervor: Zwischen 1999 und 2009 waren 354 Erstausstrahlungen des »Tatorts« zu sehen. In 12,7 Prozent aller Sendungen kamen Menschen mit Behinderung vor. Der größte Anteil der Folgen entfällt auf den WDR. Andere Sender setzen ebenfalls auf Behinderung als Aufmerksamkeitsgarant. Am häufigsten sind dabei Protagonisten mit körperlichen Beeinträchtigungen zu sehen, gefolgt von Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung, hier vor allem mit Down-Syndrom.

Von »Polizeiruf 110« wurden 102 Erstausstrahlungen untersucht. 19,6 Prozent aller Sendungen haben das Thema Behinderung aufgegriffen. Der hohe Anteil ist ebenfalls durch die feste Verankerung einer Figur mit Behinderung begründet. Im Münchner »Polizeiruf« spielte Edgar Selge, selbst nicht behindert, von 1998 bis 2009 den einarmigen Kommissar Jürgen Tauber. Die Analyse macht deutlich, dass ein breites thematisches Spektrum präsentiert wird: Partnerschaft und Sexualität von Menschen mit geistiger Behinderung, der Verarbeitungsprozess bei spät erworbenen Beeinträchtigungen, Respekt vor Selbstbestimmung und Autonomie, Gewalt und Diskriminierung, Überwindung einer Beeinträchtigung. Wenngleich der Alltag von Menschen mit Behinderung aufgrund des fiktionalen Formats nie im

Mittelpunkt steht, erfahren die Zuschauer viel darüber, wie Menschen mit Behinderung leben und wie die Gesellschaft mit ihnen umgeht. Stereotype und Vorurteile werden häufig aufgegriffen und bewusst in Szene gesetzt, wie etwa das der Überwindung einer Behinderung. Die Form, in der sie transportiert werden, regt oftmals zum Nachdenken über Stereotype an. Einige Folgen spielen sogar explizit mit Klischees über Menschen mit Behinderung und entlarven diese.

Die Behinderung der Personen wird zumeist als bestimmendes Merkmal ihrer Persönlichkeit dargestellt, nie als eine Facette unter vielen. Sie wird damit zum Masterstatus. Dennoch ist die Charakterisierung der Figuren überwiegend ambivalent. Eine Veränderung der Zuschreibung positiver und negativer Eigenschaften wird häufig als dramatisches Element des Films benutzt. Der Umgang der behinderten und nichtbehinderten Personen miteinander ist dabei zumeist von großem Respekt gekennzeichnet, spiegelt aber auch Unsicherheiten wider. Im Grad der Selbstbestimmtheit der behinderten Figuren zeigt sich ein großes Spektrum: von absoluter Autonomie bis zu absoluter Fremdbestimmtheit.

Insgesamt zeichnen die beiden Krimireihen ein facettenreiches Bild. Lebenswelten emanzipiert lebender Menschen mit Behinderung sind genauso zu sehen wie Darstellungen, die sich stärker am traditionellen Bild des Fürsorgeempfängers orientieren.

Sonderstellung inklusive

Wie die vorgestellten Studien belegen, sind Menschen mit Behinderung nie zufällig zu sehen, sie sind nur selten auf selbstverständliche oder alltägliche Weise eingebunden. Häufig folgt die Darstellung stereotypen Mustern. Menschen mit Behinderung sind das Exotische, das Ungewöhnliche, das die Zuschauer anziehen soll.

Fiktionale Formate sind ebenso wie Infotainment in der Lage, den Informationsstand und das Bewusstsein der Zuschauer zu Themen, zu

denen der persönliche Erfahrungshorizont fehlt, nachhaltig zu beeinflussen. Sie bieten die Möglichkeit, sich über einen längeren Zeitraum mit einem Thema zu beschäftigen und liefern dem Zuschauer Orientierungswissen in unterhaltsamer Form. Beispiele wie die Krimiserien »Tatort« und »Polizeiruf 110« machen aber deutlich, dass auch in populären Unterhaltungsformaten eine differenzierte Auseinandersetzung möglich ist. Stereotype werden dort zwar gezeigt, aber in einigen Folgen zugleich entlarvt. Trotz positiver Beispiele wie dem »Tatort« aus Münster oder dem Münchner »Polizeiruf« dient dennoch in vielen Folgen vor allem der Unterschied als Aufmerksamkeitsgarant.



Dr. Ingo Bosse ist Professor für Körperliche und Motorische Entwicklung an der Technischen Universität Dortmund. Sein Lehr- und Forschungsschwerpunkt ist Behinderung und Medien. Er ist Sprecher der Fachgruppe inklusive Medienbildung der GMK (Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur) und Sprecher des Fachausschusses Kommunikation und Medien der staatlichen Koordinierungsstelle zur UN-Behindertenrechtskonvention.

E-Mail: ingo.bosse@tu-dortmund.de

Literatur

- BMAS – Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Referat Öffentlichkeitsarbeit: Unser Weg in eine inklusive Gesellschaft. Der Nationale Aktionsplan der Bundesregierung zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention. Berlin 2011 (Internet).
- Bosse, I.: Behinderung im Fernsehen. Gleichberechtigte Teilhabe als Leitziel der Berichterstattung. Wiesbaden 2006.
- Bosse, I.: Der Unterschied als Aufmerksamkeitsgarant. Behinderung in den Krimiserien Tatort und Polizeiruf 110. In: VHN – Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nebengebiete, 2011/1, S. 29–44.
- Bosse, I. (2014): Ethische Aspekte inklusiver Medienbildung. In: *Communicatio Socialis*, 2014/Jg. 47, Heft 1, S. 6–16.
- UN – United Nations: Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Zwischen Deutschland, Liechtenstein, Österreich und der Schweiz abgestimmte Übersetzung. In: Bundesgesetzblatt, Jg. 2008, Teil II, Nr. 35, ausgegeben zu Bonn am 31. Dezember 2008.

Die Sensationsgesellschaft¹

Christoph Türcke

»Sensation« bedeutete ursprünglich nichts als Wahrnehmung. Aber heute wird aus der Flut der täglich bekanntgemachten Ereignisse und Katastrophen nur noch wahrgenommen, was ganz besonders hervorsticht. Sensation ist, was die Wahrnehmung aus ihrem gewöhnlichen Trott wirft.

Nicht, dass erst seit der Moderne Außergewöhnliches wahrgenommen würde. Das Faszinosum, das Einzelne oder Kollektive in Unwettern oder Erdbeben, in Opfer- oder Sexualexzessen vor Angst oder Begierde erzittern ließ, ist uralte: die Urform des Heiligen. In Gladiatorenspielen, in feierlichen Ketzer- und Hexenverbrennungen, in Karneval und Stierkampf lebte jahrhundertlang etwas davon fort. Im Sog der modernen warenproduzierenden Gesellschaft aber hat sich die Wahrnehmung des Außergewöhnlichen grundlegend gewandelt.

Der Markt hatte immer einen Hauch von Spektakel um sich. Wo Markt ist, sind Marktschreier, ist der Zwang, die eigenen Waren als etwas Außergewöhnliches anzupreisen. Der Schein des Ungewöhnlichen gehört zur ganz gewöhnlichen Warenpräsentation wie das Klappern zum Handwerk. Wo der Markt aber zur allgemeinen Lebensbedingung wird, alle Produkte und Produzenten in seinen Bann zieht, sie als Waren erhöht oder erniedrigt, annimmt oder verwirft und so in den Rang des Schicksals aufsteigt, da wird *seine* Art, Außergewöhnliches zu präsentieren, zum Prägestempel für *alles* Außergewöhnliche.

Die faszinierendsten, ausgefallensten, erschreckendsten Personen, Ereignisse, Produkte bekommen auf dem Markt etwas von jener Allergewöhnlichkeit, die jede Ware für sich reklamiert – und damit etwas von jener spezifischen Banalität eingimpft, die der Markt eigens

erzeugt. Das Banale ist das Schreckliche, weil tendenziell Unverkäufliche. Im Bedeutungswandel des Wortes »Sensation« von »Wahrnehmung« zu »Wahrnehmung des Außergewöhnlichen« steckt ein vernichtendes Urteil: Was sich aus der Masse des Dargebotenen nicht heraushebt, verdient nicht, wahrgenommen zu werden. Was nicht wahrgenommen wird, ist ein Nichts, wer nicht wahrnimmt, ein Niemand. Im Bedürfnis nach Sensation steckt die Existenzangst einer ganzen Gesellschaft.

Eine in der Philosophie längst abgetane These ist im Konkurrenzkampf privater und öffentlicher Medien aktueller denn je: Sein ist Wahrgenommenwerden. Seit der Einführung privater Fernsehkanäle halten gerade in Deutschland die Kameras spürbar hemmungsloser auf Tote und Verletzte, Schreiende und Verzweifelte, Geschlechtsteile und Orgasmen. Es gehe ihnen einzig um schonungslose Berichterstattung, nicht um Sensationsmache, versicherten die »Tages-themen« der ARD. »Solange es geht«, versicherte die Moderatorin, werde man an dieser Linie festhalten. Man weiß also, dass es nicht mehr lange geht, dass die Privaten einem den Rang ablaufen, wenn man nicht selbst die Hemmschwellen senkt.

Auf dem Weg zur Sensationsgesellschaft gibt es Ereignisse, die ungleich »historischer« sind als all die dauernd sogenannten Gipfeltreffen und Abkommen. Das Benetton-Plakat, das die blutverschmierte Kleidung eines von Serben erschossenen bosnischen Soldaten zeigt, hatte nur ein Ziel: auffallen. Sein Tabubruch war vor allem strikter Gehorsam gegen die Marktgesetze. Den hat es nur schockierend kompromisslos praktiziert, auf unverschämte Weise den Schluss bloßgelegt, den die meisten bisher nur verschämt zu ziehen



*Was nicht wahrgenommen wird, ist ein Nichts, wer nicht wahrnimmt, ein Niemand.
Im Bedürfnis nach Sensation steckt die Existenzangst einer ganzen Gesellschaft.*

wagen: Wenn Auffallen als solches gut ist, weil überlebensnotwendig, so kann das, womit man auffällt, nicht schlecht sein. Gut und Böse werden damit zu ästhetischen Kategorien, und Ästhetik wird zur Ontologie: zu der Disziplin, in der es um Sein oder Nichtsein geht.

Man braucht nur die durchschnittliche Geschwindigkeit, mit der heute in Film und Fernsehen die Bilder aufeinanderfolgen, mit der von vor dreißig Jahren zu vergleichen, und man bekommt besten Anschauungsunterricht über Existenzangst. Die rasante Beschleunigung erklärt sich ja nicht als punktueller ästhetischer Kunstgriff, mit dem große Filmer auch früher schon Rausch, Traum, Benommenheit, Desorientiertheit auszudrücken wussten. Sie ist ein allgemeiner Sog. Videoclips und Werbung geben das Tempo an; Shows, Dokumentationen, Nachrichten folgen in geringerem oder größerem Abstand, unkritisch oder kritisch nach.

Die gesteigerte Bildschirmunruhe ist das offenbare Misstrauen gegen die Wirkkraft des einzelnen Bildes. Es ist nur so lange »da«, wie Aufmerksamkeit für es da ist. Wo die schwindet, *ist* es nicht mehr, muss es durch neue Bilder ersetzt werden. Nicht Geschwindigkeitslust, wie Fallschirmspringer oder Rennfahrer sie genießen, erhöht das Bildtempo, sondern ein Horror vacui: das Gehetztsein von der Angst, in den Abgrund des Nichtwahrgenommenen zu fallen.

Überall in der Kunst zeigen sich Spuren solchen Horrors, nicht nur in ihrem kommerziellen Abhub. Die Versuchung, vornehmlich fortissimo oder pianissimo, schreiend oder flüsternd, grell bunt oder monochrom daherzukommen, also auf die Extreme zu setzen, nimmt gerade unter den ernsthaftesten Künstlern zu. In ihre ästhetische Produktions- und Urteilskraft geht verstärkt das Gefühl ein, dass, was nicht schockiert, nicht zum Blickfang oder zum Ohrwurm taugt, also voraussichtlich nicht wahrgenommen wird, kein künstlerisches Daseinsrecht mehr hat. *Mid is shit*, das geheime Motto der Sensationsgesellschaft, reicht unendlich viel weiter, als ihm zuge-

standen wird. Auch die sensibelsten Augen und Ohren sind nicht ganz unangegriffen vom kollektiven Erblinden und Ertauben für Unspektakuläres, für mittlere Register und Zwischentöne.

Nicht zu reden vom politischen Alltag. Warum etwa setzen sich Politiker auf den »Heißen Stuhl« von RTL und lassen sich dort verhören und anpöbeln? Weil sie die Gelegenheit nutzen wollen, ein paar vernünftige Gedanken über ein kontroverses Thema zu entfalten? Nicht die Spur. Sie wollen präsent sein. Was für eine Figur sie dabei machen, ist zweitrangig, denn zunächst einmal gilt: Was gesehen wird, kann sich sehen lassen; im Gespräch sein ist auch dann gut, wenn man im Gerede ist.

Sein heißt wahrgenommen werden: nicht nur in den Chefetagen, sondern auf allen Stufen der sozialen Leiter. Die täglichen Postwurfsendungen in den Briefkästen zeugen davon nicht minder als die Manuskripte, die in den Redaktionen eintreffen und Postwurfsendungen immer ähnlicher werden. Ein auffallender Briefkopf, ein exzentrisches Anschreiben: Solche Kleinigkeiten können darüber entscheiden, ob ein Redakteur ein Manuskript zu lesen anfängt oder ein Personalchef eine Bewerbungsakte etwas gründlicher anschaut. Nicht wahrgenommen werden heißt draußen bleiben, marginalisiert werden.

Das gilt nicht nur für den heimischen Arbeitsmarkt. Ganze Weltgegenden fallen aus der Wahrnehmung der Weltöffentlichkeit heraus, wie Nicaragua nach dem Sturz der Sandinisten, die Sahelzone, der brasilianische Nordosten, der überwiegende Teil der ehemaligen UdSSR. Damit sind sie so gut wie abgehängt, ihrem politisch-wirtschaftlichen Ruin überlassen. Geiselnahmen, Flugzeugentführungen, Hungerstreiks kämpfen darum, zu dem Außergewöhnlichen zu gehören, das Wahrnehmung verdient.

Sowenig die widerliche Benetton-Reklame mit einer Demonstration, auf der Kurden auf die verzweifelte Lage ihres Volkes aufmerksam machen, auch sonst zu tun hat: Auffallen, um zu überleben, ist ein in beiden waltender Zwang. Die Demons-

tranten mögen sich aus purer Not versammeln, sie kommen nicht umhin, für ihre Sache zu werben. Die Wirtschaftsordnung zwingt sie in die Rolle von Reklamemachern. Diesen Zwang aufzudecken gehörte früher, als kritische Theorie noch ernst genommen wurde, zum Abc von Gesellschaftskritik. Er ist seither aber so viel stärker, umfassender, selbstverständlicher geworden, dass er kaum mehr auffällt: ein gefährlicher blinder Fleck, wie etwa beim Streit um den Film »Beruf Neonazi«.

Es sei eine Ungeheuerlichkeit, einem Neonazi anderthalb Stunden Zeit zu geben, seine menschenfeindliche Ideologie zu verbreiten, ihm gar in den Gaskammern von Auschwitz zu gestatten, von der »Auschwitz-Lüge« zu reden, und dann vorzugeben, man dokumentiere ja bloß, sagen die einen. In diesem Film, sagen die anderen, spricht anderthalb Stunden lang ein Neonazi sich selbst das Urteil; nichts demaskierender als die Auschwitz-Szene, nichts abwegiger, als dem Film Komplizenschaft mit dem Gefilmten zu unterstellen. Fest steht: Der Filmer wollte tatsächlich nichts anderes als dokumentieren. Nur, passiert nicht, ob er will oder nicht, etwas anderes? Kann in einer Gesellschaft, in der jedes Waschmittel und Auto, jeder Politiker und Künstler, sobald sie öffentlich an- oder ausgestrahlt werden, Werbung für sich machen, die filmische Darstellung von Nazi-Ideologie als etwas anderes wahrgenommen werden und damit etwas anderes *sein* als Reklame für sich selbst?

Wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich ist die kollektive Wahrnehmungsweise schon derart auf Sensation getrimmt, dass es tatsächlich zu gefährlich geworden ist, einen solchen Film zu zeigen. Diejenigen, die seine freie Diskussion fordern, sind viel zu arglos gegen den bereits erreichten Stand von Sensationsempfänglichkeit. Aber die auf sein Verbot dringen, ohne zugleich das Armutszeugnis zu entfalten, das es dem politischen Massenbewusstsein ausstellt, betreiben eine allzu verständnisvolle Volksfürsorge. Sie wollen die Bevölkerung vor den Folgen einer Sensationsemp-

fänglichkeit schützen, die sie zur unbehelligten Grundlage ihres eigenen Urteils machen!

Damit liegen sie gut im Trend. In der entwickelten Sensationsgesellschaft schwindet nämlich das Sensorium für Dokumentation. Nichts spricht da mehr für sich, ohne zugleich für sich Reklame zu machen. Vorbei die Zeiten, als man wie Karl Kraus darauf vertrauen konnte, es genüge, bestimmte Auffassungen einfach nur zu zitieren, weil sie sich ja selbst das Urteil sprächen. Also wacht man darüber, soweit es in der eigenen Macht liegt, dass das, was für sich keine Reklame machen soll, auch nicht für sich selbst sprechen darf – also gar nicht zu Wort kommt.

Und so nimmt *political correctness* ihren Lauf. Sie ist eine Art Protest der Sensationsgesellschaft gegen ihre eigenen Folgen: ein angestrenktes Wachen darüber, dass nur fürs »Richtige« Reklame gemacht werde – auf der Basis der stillen Voraussetzung, dass etwas anderes als Reklame ohnehin nicht zu machen ist. Wo aber gesellschaftskritisches Denken Gedanken, Personen, Ereignisse nur noch auf ihre möglichen Reklamefolgen hin analysiert, da ist Paranoia programmiert. Denn was steht nicht alles im Verdacht, als Reklame fürs Falsche zu dienen! Wer sagt, dass keine Erziehung und kein Rechtsstaat ganz ohne Gewalt auskommen, hat der nicht schon für Kindesmisshandlung und Krieg plädiert? Wer von Bürgerpflichten statt Pflichten der Bürgerinnen und Bürger spricht, hat der nicht bereits Frauen diskriminiert? Wer feststellt, dass Menschen auf vollkommen Fremdes schreckhaft reagieren, hat der nicht schon Fremdenfeindlichkeit gerechtfertigt?

Political correctness ist nicht etwa, wie vielfach behauptet, die letzte Bastion radikaler Gesellschaftskritik, sondern der Fluch, der die erteilt, die sie preisgeben. Wie ein Verein ehrlicher Makler darüber wacht, dass keines seiner Mitglieder seine Kundschaft erpresst, ohne darüber zu reden, ob nicht vielleicht schon der ganze Berufsstand Erpressung ist, so manifestiert sich die *political correctness* als Empfindlichkeit gegen alles, was irgend nach Reklame fürs Falsche riecht,



Gerade in Deutschland halten die Kameras spürbar hemmungsloser auf Tote und Verletzte, Schreiende und Verzweifelte, Geschlechtsteile und Orgasmen.

ohne am Zwang zur Reklame selbst noch Anstoß zu nehmen. Er soll mit Anstand befolgt werden: so, dass niemand diskriminiert, also jeder wahrgenommen, angenommen wird. Der »korrekte« Zustand wäre die Integration aller. Dass die unter herrschenden Bedingungen nur Anpassung ans kapitalistische Weltsystem bedeuten kann, stört nicht mehr in einer Phase, wo der Kapitalismus auch in seinen Zentren seine Integrationskraft verliert und etwa ein Drittel der Bevölkerung mehr oder weniger liegen lässt. Hier wird Integration zum Ideal.

Der moderne Kampf um Wahrnehmung ist auf zweierlei aus: wahrgenommen werden *und* wahrnehmen. Wie nur das, was auffällt, sich Existenzberechtigung verschafft, so versichert nur das, was *einem* auffällt, der eigenen Existenz. Gerade weil die Flut all dessen, was sich täglich danach drängt, wahrgenommen zu werden, so enorm abstumpft, taub und reglos macht, bedarf es des Schocks der Sensation, der die Wahrnehmung aus dem Gleis des gleichgültigen Registrierens wirft. Nur so kann man sich seiner selbst als eines lebendigen, fühlenden Ich vergewissern. Dieser Schock tendiert von vornherein zur Sucht. Weil die Sensation sich abnutzt, kann sie sich nur durch Steigerung erhalten. Sie muss immer dichter und intensiver an die Empfindungen herantreten. Für die höhe-

re Videokunst bedeutet das die Simulation von dreidimensionaler Erfahrung und darin stattfindende Reisen durch die selbst zusammengemischten Erlebnisse einer *Virtual reality*. Für die große Masse bedeutet es den Übergang zum Reality-TV.

Immer häufiger ist man denn auch live dabei, wenn Häuser brennen, Flugzeuge abstürzen, Rennfahrer verunglücken, Geiseln genommen werden. Der Schauer authentischen Erlebens wird erzeugt: Dies ist nicht gestellt, sondern echt. Natürlich ist es so echt auch wieder nicht. Den Sinneskitzel macht gerade eine spezifische Gleichzeitigkeit von Nah- und Fernsein aus: Man erlebt das brennende Haus, aber man droht nicht selbst zu brennen.

Kein Zweifel, dass die Mehrheit diese Ferne will. Keine Frage, dass Fahrgäste der Straßenbahn, in der eine Horde Jungen über ein Mädchen herfällt und Anstalten macht, es zu vergewaltigen, perfektes Fernsehverhalten an den Tag legen, wenn sie alle wie auf Verabredung wegsehen und nur eine Mutter ihrem Kind noch »Guck da nicht hin« zuraunt. Das ist wie auf den Aus-Knopf drücken, nach dem Motto: Was nicht wahrgenommen wird, ist nicht, wer nicht wahrnimmt, ist nicht verwickelt.

Auf dem Vormarsch aber ist die Gegenteilendenz: das Sich-Einschalten in die wirkliche Situation

*Der Schauer
authentischen
Erlebens wird
erzeugt: Dies
ist nicht gestellt,
sondern echt.*



Thomas Gaulke / FIRE Foto

ohne jegliches Augenmaß für die damit verbundene Gefahr, wie einmal in Frankfurt, als auf offener Straße ein Mann aus dem kriminellen Milieu einen anderen mit der Maschinenpistole regelrecht exekutierte, in ein Geschäft flüchtete – und die gierige Menge, die sich um das Geschäft bildete, sich von Polizisten nicht außer Schussweite zurückdrängen ließ. Pures Glück, dass *keine* Maschinenpistolensalve auf sie abging.

Mündige Bürger als unzurechnungsfähige Lemminge: Indem die Faszinationskraft der audiovisuellen Sensation ähnlich nachlässt wie die Integrationskraft der Gesellschaft, wächst das Bedürfnis, sich unmittelbar ins wirkliche Leben zu stürzen, und zwar so instinktiv gegen dessen wirkliche Gefahren, wie man im audiovisuellen Bann geworden ist. Den Sturz ins wirkliche Leben ersehnen kann freilich nur, wer sich ums eigene Leben betrogen fühlt. Der unter Jugendlichen wachsende Zwang, jede größere Betonkonstruktion, Häuserzeile, Unterführung oder Brücke zu beschmieren, gibt zu verstehen: Das ist nicht meine Welt; ich muss ihr etwas von meiner Farbe geben, um es darin auszuhalten.

Das ist die Sprache des Betrogenseins, die auch für die Gewalt, die in den Schulen, Jugendtreffs und auf den Straßen grassiert, immer charakteristischer wird. Wenn man auf fahrenden

U-Bahnen herumtanzt, wo jede falsche Bewegung, jedes zu späte Abspringen tödlich ist, oder sich nicht einfach nur mit anderen prügelt, sondern sie ohne ersichtliche Motive und Schuldgefühle quält und umbringt, wozu man sich zunehmend von Behinderten provoziert fühlt, dann nimmt »Sensation« eine neue Bedeutung an: Die Sucht nach ihr wird zum Bedürfnis, ihre audiovisuelle Gestalt zu sprengen.

Die audiovisuellen Schocks reichen nicht mehr; sie lassen dich nicht mehr spüren, dass du *bist*, sie gehören selbst zu der gigantischen Unwirklichkeit, die ums eigene Leben betrügt, sich nicht fassen lässt, einen wie eine riesige Gummizelle umschließt, an allen Ecken und Enden nachgibt und doch unentrinnbar bleibt. Da hinauswollen, sich ins wirkliche Leben stürzen, und sei's der Tod, der eigene oder der fremde: Das ist die fortgeschrittenste Form der Sensationssucht. Dass sie (selbst-)zerstörerisch ist, ist offensichtlich; dass ein Horror vacui sie umtreibt, ist ihre verborgene Seite.

Das Gefühl, marginalisiert zu sein, ist in der Sensationsgesellschaft folglich nicht mehr auf die wirtschaftlich Schwachen beschränkt; es geht überall dort um, wo Individuen sich ums eigene Leben betrogen fühlen: bei Arbeitslosen und Malochern ebenso wie bei verhätschelten Bürgerkindern. Die genaue Empfindung all dessen, was man entbehrt, und der diffuse Horror vacui verschmelzen und machen aus der Marginalisierung einen ebenso ökonomischen wie psychischen, ja sogar metaphysischen Tatbestand.

Der aber ist nicht unerheblich für die Beurteilung des neuen Rechtsradikalismus. Dass Massenarbeitslosigkeit und Fremdenhass miteinander zu tun haben, ist nicht schwer zu verstehen. Die Wut der Ausgegrenzten richtet sich mit Vorliebe gegen die, die man für noch marginaler hält. Dass aber unter den Jugendlichen, die Ausländer angreifen, die Mehrheit der Tat-



verdächtigen bisher »aus der Mitte der Gesellschaft« kommt, nicht arbeitslos ist, aus geordnet erscheinenden Familienverhältnissen stammt, bereitet allen Milieutheoretikern Kopfzerbrechen. Ihnen entgeht, dass sich in der Sensationsgesellschaft die Marginalisierung einer Milieu-übergreifenden Kollektivbefindlichkeit annähert, bei der sich als ausgegrenzt *wahrnehmen* und es *sein* ununterscheidbar werden. Auch die in Lohn und Brot Stehenden, auch die Wohlhabenden plagt zunehmend das dumpfe Gefühl, eigentlich nicht dazuzugehören, vom eigentlichen Leben ausgeschlossen zu sein.

So vage dies Gefühl, so diffus sind die Reaktionen darauf. Sich auf Ausländer zu stürzen kann heute eine der Formen sein, sich ins Leben zu stürzen wie in einen Abenteuerurlaub, in Drogen, in eine fundamentalistische Sekte. Ähnlich wie zu den Sekten die hohe Fluktuation ihrer Anhänger gehört, ist allerdings zweifelhaft, ob die sogenannte rechte Szene sich dauerhaft auf die entsprechenden Parteien so einschwören lässt, wie deren Ideologen es gern hätten. Umso gefährlicher kann ihre Unberechenbarkeit werden. Wer freilich den neuerwachten Rechtsradikalismus nur in den Rastern des Nationalsozialismus wahrzunehmen vermag, macht die Rechnung ohne den spezifischen Sozialcharakter, den die entfesselte Sensationsgesellschaft produziert und der Nazi-Parolen wie ausgeliehen klingen lässt. Die neue Rechte erschließt sich nur von diesem Sozialcharakter aus. Sie ist nur *eine* Farbe in seinem breiten Spektrum, wenn auch die vorerst hässlichste.

Beim aktuellen Stand der Sensationsgesellschaft klingt eine der Grundbedeutungen, die im modernen Begriff der Sensation steckt, fast schon ein wenig antiquiert: die des Neuen, noch nie Dagewesenen. Man weiß inzwischen nur zu gut, dass die Industrie durch die Konkurrenzsituation genötigt ist, permanent mit Neuem aufzuwarten, dass noch die atemberaubendste technische Neuerung durch den gemischten Chor des allgemeinen Warenpreises mit einer gewissen Banalität geschlagen wird und dass die zwang-

hafte Präsentation von Neuem zum immergleichen Trott der warenproduzierenden Gesellschaft gehört.

Gerade deshalb freilich ist die Sucht nach täglichen Neuigkeiten, nach News, immer auch Sehnsucht danach, dass der alte Trott aufhört, dass das noch nie Dagewesene nicht bloß eine Marktlücke füllt, sondern eine neue Epoche anbrechen lässt. Jede Mode und jedes wissenschaftliche Paradigma, die mit der Aura des epochal Neuen daherkommen verstehen, verraten, wie tief diese Sehnsucht sitzt. Sie ziehen das ihnen gemäße Publikum auf sich wie Lichter die Motten. Was ist nicht für Aufhebens um die Ausrufung des postindustriellen und später des postmodernen Zeitalters gemacht worden, ohne dass sich die Grundverhältnisse der warenproduzierenden Gesellschaft auch nur irgend geändert hätten. Wie sind doch das kommunikative oder das sprachanalytische Vernunftparadigma als neue, nachmetaphysische Denkweisen begrüßt worden, ohne dass Denken und Wirklichkeit ihre metaphysischen Hypotheken losgeworden wären.

Umso wichtiger die Feststellung, dass »Sensationsgesellschaft« kein neues Paradigma ist, wie »Risikogesellschaft« eines sein wollte, sondern nur die vielleicht neueste Gestalt einer schon überalterten Gesellschaftsformation: der kapitalistischen. Das Vermummungsverbot, das der Kapitalismus denen auferlegt, die gegen ihn demonstrieren, hat ihn selbst nie gekümmert. Wer nichts zu verbergen hat, hat nichts zu befürchten, skandierte dazu einmal ein deutscher Innenminister. Und weil er alles zu befürchten hat, wenn er unverborgten dasteht, ist dem Kapitalismus die Selbstvermummung zum teuersten Spiel geworden.

Christoph Türcke ist Professor emeritus für Philosophie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst in Leipzig.
E-Mail: tuercke@lipsys.de

Anmerkung

1 Wiederabdruck aus: Die Zeit, 26. August 1994.

Schönheit und Versuchung der Sensibilität

Matthias Schnegg und Monika Müller

Es gehört zur Professionalität aller in Begleitung Tätiger, ein gutes Maß an Sensibilität für die zu Begleitenden bereit zu halten. Wie sollten wir sonst begreifen, um was es geht? Begleitung will ein Stück Leben mit anderen gehen, auch wenn es nur begrenzte Minutenzahlen sind, in denen die Begleiteten die Aufmerksamkeit des Begleiters erwarten dürfen. Begleiten hat etwas vom Geleiten – vom Mitgehen durch Prozesse, an deren Ende am liebsten eine Entwicklung zur Lebenswirklichkeit zu finden ist. Zu diesem Mitgehen gehört die Bereitschaft, feinfühlig auf das

hin zu sein, was den Menschen bewegt, der sich uns anvertraut.

Das Spannende und das Mühselige der Begleitung

Manchmal sind Begleitungsprozesse geradezu lockend spannend. Da werden wir mit Themen in Berührung gebracht, die uns selbst beschäftigen und interessieren. Da werden Lebensschicksale vorgetragen, die aus dem Rahmen üblicher Trauerbegleitungen herausfallen. Da werden Ei-



Ich kann im Geschehen der Begleitung am ehesten mitempfinden, wenn ich mit meinem Denken und Fühlen den Zwischenraum betrete, in dem die Begegnung mit meinem Gegenüber geschieht.

Oskar Schlemmer, Drei Köpfe vor Fenster, 1935 / akg-images (Ausschnitt)

telkeiten gelockt, in schwierigen Zusammenhängen als Lösungsansatz gewählt zu sein.

Da gibt es aber auch Begleitungen, in denen es uns Überwindung kostet, nicht allzu oft zu gähnen. Da kann es passieren, dass wir nur immer wieder Fetzen dessen aufgreifen, was der Klient von sich erzählt – manchmal halten wir nur mühsam im Zuhören ein Stichwort fest, um nach den Worten des Klienten uns wieder in den Prozess der Begegnung einzuklinken.

Sensibilität und Inter-esse

Auf jemanden hin sensibel sein zu können bedeutet, mit ihm/ihr empfinden zu können. Das Wort

Inter-esse, das Dazwischen-Sein, ist ein hilfreicher Pate im Verstehen: Ich kann im Geschehen der Begleitung am ehesten mitempfinden, wenn ich mit meinem Denken und Fühlen den Zwischenraum betrete, in dem die Begegnung mit meinem Gegenüber geschieht. Der Mensch, der mir ein Stück der Wegbegleitung seines Lebens anvertraut, betritt diesen sinnlichen Raum mit einer Bereitschaft, etwas von sich zu zeigen. Die Begleitenden werden im *Inter-esse* dieser Begegnung auch diesen Raum der Begegnung betreten – und sind aus professionellen Gründen meist gehalten, das persönliche Sinnliche herauszuhalten. Wir alle kennen in Begleitungen Situationen, in denen dieser professionelle Abstand ins Wanken kommt. Wir überlegen dann blitzschnell, ob das dem Prozess des Klienten hilfreich sein kann oder nicht. Wir werden uns hüten, unsere eigene Problematik in die Auseinandersetzung des Klienten einzurammen. Wir werden aber auch berichten können, wie hilfreich die vermeintliche Grenzüberschreitung für den Klienten sein kann, wenn unsere ganz persönliche Betroffenheit zum Ausdruck kommt – im vorsichtig-stummen Umarmen oder den gezeigten Tränen.

Vom Wesen der Sensibilität

Im Wort »Sensibilität« schwingen verschiedene Assoziationen mit. Das lateinische Wort *sensus* scheint mit auf. Es bedeutet Gefühl, Empfindung, aber auch Verstand, Denkkraft, Urteil, ebenso gesunden Menschenverstand, Ansicht, Meinung, Gesinnung, Stimmung, Rührung oder auch Sinn.¹ Legen wir diese Sprachfelder einmal unseren Begegnungen zugrunde, dann umfasst Sensibilität in der Begleitung



eine breites Spektrum zu bedenkender Faktoren. Es geht um die Nutzung unserer intellektuellen Aufnahme- und Urteilskraft ebenso wie um sinnliche Wahrnehmung in Stimmung und Gefühlen – bis hin zur Anrührung der eignen Seele.

Sensibilität kann als das Vermögen verstanden werden, das den einzelnen Sinnen eine reflektierte Einheit bietet.

Die Kunst des sensiblen Begegnens

Menschen, die uns um die Begleitung eines Ausschnitts ihres Lebens bitten, bitten um unser Mit-Fühlen und Mit-Denken. Im Begleitgeschehen ist unsere Sensibilität nicht ausschließlich emotionaler Natur. Manchmal erscheint es geradezu Not wendend, jemanden auf das Geschenk der gedanklichen Urteilskraft zurückzuweisen – gerade dann, wenn die Emotionen das eigene Handeln völlig besetzt halten und klare Entscheidungen nicht greifbar erscheinen. Manchmal sind Begleiter gerade dann mit hoher Sensibilität im *Inter-esse*, wenn sie die Nüchternheit der Urteilskraft mit einbringen.

Das Mitfühlen aus Erfahrung

Selbstverständlich verbinden wir mit der Sensibilität das Mitschwingen der Gefühle, der Stimmungen, die einen Menschen in der Beratung bewegen. Da kommt uns in der Rolle der Begleitenden zur Hilfe, wenn eigene Lebenserfahrungen (oft auch aus den Erfahrungen in Begleitungen gereift) als Deute- und Sinnhintergrund zur Verfügung stehen. Das Einfühlen nutzt dieses Erfahrungswissen wie eine Hintergrundfolie, auf der das Erzählte mit bedacht wird. Die Einfühlung ist dann zuallererst das Verstehen dessen, was das Gegenüber erzählt. In der Gesprächsführung haben wir dezente Möglichkeiten, unser Verstehen ermutigend zu signalisieren oder uns in unserem vermeintlichen Verstehen vom Klienten korrigieren zu lassen, wenn unsere Einfühlung nicht stimmt.

Die Schönheit der Sensibilität und die Angst des Beraters vor ihr

Alle Begleitenden kennen das gegenseitige Glücksgefühl, das sowohl zu Begleitende wie Begleiterin erfüllen kann, wenn das *Inter-esse*, das Dabeisein mit Herz und Verstand gelungen ist. Das ist die Schönheit der Sensibilität, die zusammenkommen ließ, ohne sich aufgebend zu verschmelzen.

Es gibt aber auch die Angst des Beraters vor Sensibilität. Es kann die Wucht dessen sein, was durch das Einfühlen in mein Gegenüber bei mir selbst in Gang gebracht werden kann. Was die Schönheit der Sensibilität, die Durchlässigkeit auf den anderen, ausmacht, kann auch wie ein gefährdender Dambruch erlebt werden.

Auch hat der zu Begleitende nicht selten ein tiefes Abhängigkeitsbedürfnis, gerade aus dem Erleben des soeben schmerzlich erlebten Verlustes will er mit dem Begleiter eine stabile Bindung eingehen. Dies legt oft seine unstillbare Sehnsucht nach einem Sich-Wiederfinden im affektiven und kognitiven Echo eines anderen, des Begleiters, offen. Nach der verlorenen Einheit mit einem geliebten Objekt gerät der trauernde Mensch durch die Einfühlung des Gegenübers leicht in eine Kaskade der Wir-Bildungen (Mentzos 2009). Die unterstützende Trauerbegleitung will aber die Ich-Funktion des Klienten wieder aufbauen und stärken. Dafür ist ganz besonders der kognitive Anteil der Sensibilität im Auge zu behalten.

Hier einige Aspekte, die die Angst des Beraters vor der Sensibilität auslösen kann:

Die Projektion und Übertragung

Da wir auch als Begleitende Menschen unserer eigenen Lebensgeschichte bleiben, ist es unvermeidbar, dass sich Projektionen und Übertragungen einstellen. Einige Therapieformen bedienen sich geradezu dieses Instrumentariums. Da wird das Gegenüber zur Gestalt, an der eigene Themen abgearbeitet werden können. Aus manchen Begleitungen wissen wir, dass wir mit Projektio-